



Sendung vom 12.10.1998

Prof. Dr. Helmut Oeller
Ehemaliger Fernsehdirektor des Bayerischen Rundfunks
im Gespräch mit Dr. Ernst Emrich

- Emrich:** Verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, herzlich willkommen bei Alpha-Forum. Zu Gast ist heute Professor Dr. Helmut Oeller. Professor Oeller war von 1964 bis 1987 Fernsehdirektor des Bayerischen Rundfunks und, eine andere wichtige Zahlenangabe, er war von 1984 bis 1996 Präsident der „Hochschule für Film und Fernsehen“ in München. Das sind zwei markante Punkte, über die noch genauer zu sprechen sein wird. Wir werden ein sehr vorteilhaftes Gespräch für unsere Zuschauer führen, denn das, worüber wir sprechen und was Ihr Leben ausgemacht hat, kennt jeder: das Fernsehen. Sonst geht es oft um Wissenschaften, um elitäre Spezialfächer, hier geht es um etwas sehr Allgemeines. Die erste Frage – ein kleiner Überfall: Was steht als Berufsangabe in Ihrem Reisepaß oder in Ihrer Einkommensteuererklärung? Wie, mit welchem Berufstitel bezeichnen Sie sich selbst?
- Oeller:** Im Reisepaß steht nach meiner Erinnerung keiner, weil das grundsätzlich nicht gemacht wird.
- Emrich:** Ich meinte die Angaben, wenn nach dem Beruf gefragt wird - das war eigentlich meine Frage gewesen.
- Oeller:** Wenn so gefragt wird, dann bin ich Professor.
- Emrich:** Gut. Ich erinnere mich, was andere Leute von Ihnen zu Ihren aktiven Zeiten gesagt haben. Sie haben gesagt, Sie wären ein „Fernsehgewaltiger“. Das war eine beliebte Formel, die sich unsere Kollegen von der Presse oft zu eigen gemacht haben. Sie haben dabei aber nicht so genau gemerkt, was eigentlich mit einem solchen Amt wie dem eines Fernsehdirektors verbunden ist. Wieviel Macht und wieviel Ohnmacht steckt in einem solchen Amt? Ist es eine mächtige Position?
- Oeller:** Ja. Vor allen Dingen ist das eine geistige, planerische und entwerferische Macht. Es ist die Chance und die Möglichkeit, Visionen zu haben - wenn man sie denn hat. Das ist dann etwas, das ausstrahlt und das sich im Glücksfall überträgt. Es überträgt sich oft aber auch erst mit einer gewissen Phasenverzögerung. Das heißt, auf Anhieb verstehen die Leute nicht, was gemeint ist. Es ist mir gelegentlich passiert, daß ich mit der einen oder anderen Idee oder mit dem einen oder anderen Vorschlag zu früh dran war und sich das erst nach einiger Zeit umsetzen ließ und adaptiert wurde.
- Emrich:** Sie waren Ihrer Zeit voraus, die Zeit war noch nicht reif, und es hat ein wenig gedauert, bis die anderen nachkamen.
- Oeller:** Es war reif, Herr Kollege, es war reif, aber es hatte sich noch nicht übertragen.
- Emrich:** Liegt darin auch das Stück Ohnmacht, das mit jedem Beruf verbunden ist: daß nicht immer alle verstehen, was man will?
- Oeller:** Ich glaube, daß das wahrscheinlich nicht Ohnmacht ist, sondern eine

Geduldsprobe. Es ist eine Lebenserfahrung, daß die Dinge eben wachsen, daß sie sich entwickeln müssen. Ich nenne dafür immer das Beispiel, daß die Kinder und die Schachtelhalme, Bambus z. B. oder Getreide, in Schüben wachsen. Das ist auch das, was ich hier an Erfahrung einbringen kann als ehemaliger Fernsehdirektor.

Emrich: Sie haben mir ein Stichwort geliefert, an das ich meine nächste Frage anschließen kann. Man könnte nämlich fragen: "Wie wird man denn so etwas?" Sie sind das sicher auch schon oft gefragt worden. Ich frage jetzt nicht nach dem Werdegang, sondern eher nach dem persönlichen Hintergrund: Aus welcher Familie kommen Sie? Sie sind geborener Würzburger, also Mainfranke. Wie war Ihre Kindheit? Das ist ja immer auch eine Information, zumindest im Rückblick, die erklärt, aus welchen Wurzeln etwas gewachsen ist.

Oeller: Die Kindheit hatte natürlich mit dem Fernsehen nichts zu tun.

Emrich: Das gab es noch nicht.

Oeller: Aber es wurde damals in meiner Familie in Würzburg natürlich der eine oder andere Grund gelegt für das, was mir später möglich wurde. Ich bin also, wie Sie sagten, in Würzburg geboren, mein Vater war ein Münchner, der in Würzburg Professor am „Polytechnikum“ wurde. Meine Mutter war Würzburgerin. Nach einer schweren Verwundung im Ersten Weltkrieg hat mein Vater in Würzburg eine junge Frau geheiratet – meine Mutter hat mich schon mit 20 Jahren bekommen. Wir waren damals in den zwanziger Jahren eine glückliche und heitere Familie. Die Eltern gingen gerne aus: Sie gingen auf Bälle, in Ausstellungen, zu Vorträgen usw. Die Mutter war eine besonders heitere Frau, die gerne in die Cafés zu ihren Kränzchen ging. Der Vater hat sich auch von Anfang an sehr intensiv uns Kindern gewidmet.

Emrich: Wieviele Geschwister waren Sie?

Oeller: Vier. Ich hatte drei Schwestern, von denen eine mittlerweile verstorben ist. Wie meine Eltern waren, beschreibt am besten die Tatsache, daß wir immer sehr viele Nachbarskinder zu Besuch hatten. Es waren meistens sechs bis acht Kinder im Haus, weil die Nachbarskinder so gerne bei uns waren. Wenn sich meine Mutter dann überlegte, wie sie die wieder alle aus dem Haus bringen könnte, dann haben diese Kinder zu ihr gesagt, daß sie dableiben und nicht weggehen wollten. Das war die Familie: Diese Familie hatte etwas, was zusammenführte.

Emrich: Neugier läßt mich fragen: Wie war es in der Schule? Waren Sie ein Primus? Ich habe keine Ahnung davon, ich habe darüber nirgends etwas gefunden.

Oeller: Ich war kein Primus, aber die Kollegen, die früheren Klassenkameraden sagen, wenn wir uns gelegentlich einmal wiedersehen, daß ich ein guter Schüler war – was ich selbst gar nicht so wußte. Das war schon auch begründet durch das häusliche Ambiente: Mein Vater hat meiner Mutter abends unterm Lampenschirm neue Bücher vorgelesen: z. B. Alja Rachmanova "Die Fabrik des neuen Menschen" oder "Ehen im roten Sturm" oder Sigrid Undset "Kristin Lavranstochter", die damalige Nobelpreisträgerin. Das war eine Atmosphäre, die mir für später ganz sicher etwas mitgegeben hat, genauso wie die Wanderungen oder die Bergtouren, die ich mit meinem Vater gemacht habe, oder auch damals der Abschied von meiner Mutter, als ich den Stellungsbehl bekam.

Emrich: Danach wollte ich jetzt fragen. Sie sind Jahrgang 1922, und ich weiß, daß dieser Jahrgang der gebeuteltste und verlustreichste Jahrgang überhaupt gewesen ist. Von diesem Jahrgang sind die wenigsten überhaupt wieder nach Hause gekommen. Welche Stationen hatten Sie während des Krieges zu absolvieren? Kann man das in Kürze sagen?

Oeller: Das war einer der Momente in meinem Leben, in dem ich in das ganz

andere hinüberkam – unversehens. Ich bin ein paarmal in meinem Leben in ganz andere und neue Situationen und Welten geraten. Das erklärte sich natürlich aus meinem Elternhaus in Würzburg, das ich soeben beschrieben habe. Ich muß dazu sagen, daß mein Vater ein Mann war, der noch im Krieg einen Stresemann-Kragen getragen hat. Als ich dann plötzlich in den Krieg hineingestellt wurde, war das natürlich eine ganz andere Situation für mich als zu Hause. Ich wurde als Artillerist eingezogen, und irgendwann bekamen wir eine ganze Menge Tabletten zu essen und wurden damit auf irgendetwas getestet – und plötzlich fand ich mich dann im Afrikakorps wieder. Das war gegen Ende 1941. Ich habe dabei die Wüste schlechthin kennengelernt. Dazu gehörte Krieg, Hunger, Durst, Hitze und Kälte. Dazu gehörte auch die Suche nach der Oase, in der man Wasser finden konnte, denn diesen Auftrag hatte ich gelegentlich. Dazu gehörte schließlich auch das unglaubliche Erlebnis, das mir nie mehr aus dem Sinn gegangen ist, daß wir dann damals plötzlich vor El-Alamein Karten bekommen haben, auf denen der Sinai, Jerusalem und der See Genezareth eingezeichnet waren. Das kündigte demjenigen, der kombinieren konnte, an, daß das in etwa die Ziele sein würden: Das war unvorstellbar, das ging mir nie mehr aus dem Sinn. Ich wurde dann ziemlich übel verwundet und bin nach Athen geflogen worden. Dort kam ich in eine andere Welt: Die grüne Küste und die Hügel tauchten auf, als wir über den Hafen von Piräus hereinkamen und ins Lazarett gebracht wurden. Das war eine von drei Verwundungen. Ich bin dann einige Zeit, als ich nicht fronttauglich war, bei der Küstenwache in Frankreich gewesen, wo wir Ausschau hielten, ob und wann die Amerikaner möglicherweise kämen. Und dann war ich in Rußland.

Emrich: Sie haben praktisch alle Stationen, die damals denkbar waren, durchlaufen.

Oeller: In Rußland war ich dann wieder ganz vorne als vorgeschobener Beobachter. Ich fragte mich, wie es denn kommt, daß ich ausgerechnet immer vorne sein mußte. Ich hatte also damals, 1945, keine Aussicht, noch länger am Leben zu bleiben, denn wenn man da vorne ist, weiß man genau, wie schnell man stirbt. Ich bin dann eben wieder verwundet worden, in Ostpreußen, in der Nähe von Königsberg, bei Pillau. Daraufhin bin ich mit dem Schiff hinüber nach Stettin gefahren worden. Dort kam ich noch einmal ins Lazarett und später ins Gefangenenlager. Im Gefangenenlager hat mich ein englischer Oberst als Kommandant des Lagers haben wollen, was ich aber nicht angenommen habe, weil nachts die Landser immer über den Zaun geklettert sind und dabei geschossen wurde. Als ich nein gesagt habe, hat er mir das nicht übel genommen, obwohl das nach dem Kriegsrecht möglich gewesen wäre, und hat mir den Entlassungsschein aus der Gefangenschaft gegeben. Das war für mich abermals der Aufbruch in eine ganz andere Welt. Ich bin mit dem Rad über 600 Kilometer nach Süden gefahren und habe schon da die erste freie Bewegung wiedergewonnen.

Emrich: Dann kam das Studium, das ja schnell umrissen ist mit den Fächern Philosophie, Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte – das waren wohl die Hauptfächer, die Sie belegt hatten. Wenn wir jetzt einen Sprung machen: Wie haben denn die ersten Tätigkeiten ausgesehen, die so als Berufsaufgaben auf Sie zukamen? Da war, wenn ich mich recht erinnere, von Kinderbüchern die Rede. Das nun ganz unabhängig davon betrachtet, daß Sie eigentlich so etwas wie eine Universitätslaufbahn angepeilt hatten: Denn Sie hatten ein Stipendium erhalten, das den Universitätsnachwuchs fördern sollte. Ist das richtig?

Oeller: Sie haben wohl einiges gelesen.

Emrich: Das muß man.

Oeller: Ich möchte dazu aber noch etwas sagen, das diese Kontinuität etwas deutlicher zeigt. Ich habe studiert, und alles lag in Trümmern und war kaputt

– auch das Haus meiner Mutter im Spitalgäßle in Würzburg. Früher hatte sie immer gesagt, sie bräuchte keine Aussteuer für die Töchter, denn in diesem Haus gäbe es vier komplett möblierte Wohnungen. Aber das war nun alles kaputt. Es war aber Gott sei Dank niemand aus der Familie verwundet oder getötet worden bei dem furchtbaren Angriff auf Würzburg am 16. März 1945 - ganz zum Schluß, sechs Wochen vor Kriegsende. Da haben wir Studenten dann zunächst einmal Steine geklopft und dafür gesorgt, daß es wieder Bücher gab usw. Wir haben die Bücher selbst herbeigeholt – sie wurden uns nicht geliefert – aus den verschiedenen Bibliotheken der umliegenden Lehrer- und Pfarrhäuser, oder wo eben sonst noch jemand Bücher hatte. Denn ohne Bücher wäre ja kein Studium möglich gewesen, weil die Vorlesungen allein sicherlich nicht gereicht hätten. Ich habe eben so intensiv studiert wie nur irgend möglich und jedes Semester meine Prüfungen gemacht, damit ich nichts bezahlen mußte, denn damals mußte man für das Studium noch bezahlen. Ich habe damit gleichzeitig Kommilitoninnen und Kommilitonen ein wenig mittrainieren können für deren Prüfungen. Das hat mir dann auch später beim Rigorosum, bei der Abschlußprüfung, recht geholfen. Gleichzeitig haben wir eben auch dafür sorgen müssen, daß wir etwas zu essen und Holz hatten. Dieses Holz haben meine Schwestern und ich selbst in den umliegenden Wäldern geholt und zusammengesägt. Außerdem haben wir dann auch noch den letzten Schmuck verkauft, den wir besaßen. Ich erinnere mich noch daran, wie ein Amerikaner, ein Offizier, das Amulett meiner Mutter, das sie von ihrer Großmutter hatte, seiner Frau umlegte. Dafür hatte ich einige Stangen "Camel" bekommen – so kam es, daß die "Camel" für mich immer eine bittere Erinnerung waren. Sie verstehen nun vielleicht, was das Studium damals bedeutete. Studieren hieß, Vorlesungen zu hören, Bücher zu besorgen und – zu überleben. Und gleichzeitig haben wir natürlich auch getanzt und Feste gefeiert. Wir haben das trotz allem gemacht, weil wir uns in einer völlig neuen wunderbaren und freien Lebenssituation befunden haben. Ich habe schon damals - und heute in der Erinnerung um so mehr - diese Zeit als eine wunderbare Zeit empfunden. Ich habe dann promoviert und besaß dieses Stipendium des Freistaats für die Hochschullehrerlaufbahn, von dem Sie soeben gesprochen haben. Dies hat es mir erlaubt, intensiv an der Habilitation mit einem Thema über Rhetorik zu arbeiten. Ich wollte das damals gerne in zwei Fassungen machen: eine wissenschaftliche und eine populäre, damit das multivalent genutzt werden kann – so wie das eben heute auch gemacht wird. Ich hatte in Würzburg auch schon immer für die "Mainpost" geschrieben: Berichte von Gerichtsverhandlungen und Brückeneröffnungen bis hin zum lokalen Osterspaziergang am Ostersonntag und so weiter. Gleichzeitig hatte ich für diese Zeitung auch eine Kinderseite entworfen. Diese Kinderseite wurde dann aber jemand anderem gegeben, weil da eine Freundschaft den Vorzug hatte. Damals hatte ich das erste Mal etwas für Kinder gemacht. Als ich dann in München war, habe ich mir nicht nur die wissenschaftliche Arbeit vorgenommen, sondern auch für Kinderbücher Entwürfe gemacht und Überlegungen angestellt. Das ist deshalb wichtig, weil mich das mit der "Süddeutschen Zeitung", mit Ellen Mohn, und mit Erich Kuby zusammengebracht hat, der damals für den "Ruf" zuständig war, für den ich auch etwas geschrieben habe. Eines dieser Bücher hat dann Kurt Wolff, der frühere Münchner Verleger, sogar in Amerika verlegt. Damals, das war 1952/53, war es absolut abenteuerlich und unglaublich, daß überhaupt ein deutsches Buch „drüben“ übernommen worden ist. Über diese Bücher kam ich in den Kreis von Rudolf von Scholtz, Walter von Cube, Clemens Münster und Dieter Sattler – das waren damals die Leute beim BR. Ich wurde zum BR eingeladen und gefragt: „Sie wollen Professor werden, aber wie wäre es denn, wenn ... ? Wir wollen das Fernsehen an sich überhaupt nicht“. Das war damals die Meinung...

Emrich:

Man hat das als Tingeltangel betrachtet.

- Oeller:** ...mit Ausnahme von Clemens Münster, die anderen wollten das aber an sich überhaupt nicht. „Da es aber kommt, und wir es brauchen, wollen wir wenigstens ein Fernsehen machen, das nicht nur auf Illustriertenniveau steht“. „Illustriertenniveau“: Das war wörtlich das, was gesagt wurde. Ich zögerte natürlich, weil ich mir schon längst überlegt hatte, daß ich eines Tages einmal - mit einer Frau, die ich zu heiraten gedachte - an einer deutschen Universität Professor wäre: Ich hätte dort dann meine Vorlesungen und meine Seminare gehalten und ansonsten zu Hause gearbeitet – und im übrigen wäre ich dann vielleicht noch mit diesem oder jenem Studentenkreis auf eine Exkursion gegangen. Diese ganz andere Möglichkeit, die mir da angeboten wurde, hat mich aber doch interessiert. Nun waren das aber auch Leute, die einen erreichen konnten.
- Emrich:** Und es war natürlich auch eine verlockende Aufgabe für jemanden, der nicht engstirnig und weltfremd auf einer Wissenschaftsschiene saß, sondern das Publizistische als Student durch Zeitungsbeiträge und später durch Bücher schon praktiziert hatte. Es war in Ihnen quasi eine Zweigleisigkeit angelegt.
- Oeller:** Es war so wie Sie sagen: Es floß das wissenschaftliche Interesse ein, insofern man da auch etwas Geistiges tun konnte, es flossen die journalistischen Fingerübungen und die Jugendbücher mit ein, also die Überlegung, etwas mit Kindern machen zu können und zwar in einem Medium, das noch nicht verbraucht ist. Es interessierte mich dieses ganz Neue einfach – es war wiederum ein Aliud. Das hat dann in meinem Leben den Vorzug erhalten, ohne daß ich die Wissenschaft je ganz aufgegeben hätte. Ich habe von 1955 bis 1958 hier in München an der LMU Vorlesungen gehalten. Das andere habe ich dann aber schon als Beruf ergriffen.
- Emrich:** Wenn Sie einverstanden sind, könnten wir eine kurze Stationenangabe machen: Sie waren Assistent bei Clemens Münster, dem damaligen Fernsehdirektor, und dann Chef der Fernsehproduktion in Freimann. Anschließend waren Sie Fernsehbeauftragter des Intendanten, der damals Wallenreiter hieß. War das eine Stellung über dem Fernsehdirektor, oder war das eine Stellung zwischen den damaligen Fernsehdirektoren? Es gab ja einen für das „Erste“ und einen für das „Zweite Programm“. Es war in jedem Fall eine innovative Wartestellung, wie ich sagen würde: mit einem Blick auf ein ganz bestimmtes Programm, eine ganz bestimmte Nuance, die im Fernsehen bis dato noch nicht vorhanden war.
- Oeller:** Dazu kann ich nur ja sagen. Es war die Ex-Position von Christian Wallenreiter, der 1960 Intendant wurde: ein großartiger Mann mit einer Weite des Überblicks über Literatur, über die Künste, über die Geschichte der Philosophie, die sich sehr schnell übertrug, wenn man mit ihm sprach. Ich muß dazu nur sagen, daß ich nicht sofort in diese Position kam, sondern daß zuvor, also ganz am Anfang, Clemens Münster mit Recht gesagt hatte, daß der junge Mann erst einmal das Handwerk lernen müsse: „Der Doktor muß das Handwerk lernen“. Das hieß, ich war Kameraassistent und habe dabei dem Kameramann die Kamera, die damals noch sehr viel schwerer war als heute, auf das Stativ gehoben. Ich habe die schweren Zwei- und Drei-Kilowatt-Scheinwerfer selbst gehoben und eingestellt. Das habe ich damals alles gelernt.
- Emrich:** Das war praktisch zu einer Zeit, als das Fernsehen selbst noch geübt wurde, als es das in München noch nicht gab, denn das waren ja noch die ersten Versuche.
- Oeller:** Genau, das waren die ersten Versuche, die damals noch in der „Blindenanstalt“ in der Lothstraße gemacht wurden. Das war die elektronische Arbeit genauso wie die Arbeit mit dem Film. Wir sind mit Friedrich Sauer hinausgegangen zum Kiem Paule oder zu Heisenberg ins

Institut. Da war ich überall und habe auch selbst Filme und Interviews gemacht. Dann bin ich aber immer mehr ins Management der Direktion hineingezogen worden. Ich habe dabei gelernt, was erforderlich ist beim Aufbau einer Redaktion und eines Produktionsbetriebs, denn der Fernsehdirektor mußte ja nicht nur für das den Grund legen, was dann im Programm kam, sondern eben auch für das erforderliche Personal. Er mußte sich dabei gleichzeitig um Geld bemühen, und das war nicht das Einfachste.

Emrich:

Kann man sagen, daß Sie eigentlich eine ganz spezielle Ader für das Innovative hatten? Daß Sie immer auf der Spur von etwas Neuem waren oder etwas Neues schaffen wollten? Ich erinnere mich, daß Sie den „Prix Jeunesse“, diesen internationalen Fernsehettbewerb für Kinder- und Jugendprogramme ins Leben gerufen haben. So etwas gab es vorher nicht: Es gab keinen Kinderfernsehpreis. Und dieser Preis, hier in München als Stiftung neu ins Leben gerufen, war Ihre Idee gewesen. So gab es mehrere andere Ideen, die sich aufzählen ließen. Ich spiele jetzt im Augenblick auf das Studienprogramm an, weil das eine wirkliche Alternative zum bestehenden Fernsehen war, denn ab 1954 ist dann ja schon gesendet worden. Irgendwann, als es schon die ARD mit ihrem Programm und auch das ZDF mit seinem Programm gab, tauchte plötzlich der Bayerische Rundfunk mit einer ganz neuen Fernsehinitiative auf, die wiederum auf Ihre Initiative zurückging. Was war Ihr Gedanke, als Sie ein Studienprogramm in Angriff nahmen, wo jeder Mensch am Abend eigentlich nur die Füße ausstrecken wollte, um eine Quizsendung zu sehen?

Oeller:

Dazu gehören nun zwei Sachen. Das eine ist, daß ich mich zunächst einmal bei dem, was ich gemacht habe, immer für die Lage interessiert habe: Was finde ich vor? Und dann habe ich mir immer die Frage gestellt, was ich daraus machen könnte. Das war bei den verschiedenen Etappen immer meine Position gewesen. Damals gab es das „Erste Fernsehprogramm“: Es war ein Mischkanal, und niemand bis auf Wallenreiter, Sattler und mich und vielleicht ein paar Kollegen, die ich dann noch gewonnen habe – denn es ist ja alles nur in der Zusammenarbeit mit den Kollegen möglich gewesen –, hat sich gefragt, ob denn da noch etwas anderes möglich sei. Wir überlegten uns, ob wir da nicht noch etwas machen könnten. Durch das, was ich vorher schon alles gemacht hatte – da war, wenn Sie so wollen, das Spätere quasi als unterschwellige Strömung schon erkennbar gewesen –, kam mir dann die Idee, das Fernsehen als Kulturinstitut vorzuschlagen. Das bot die phantastische Möglichkeit - über das hinaus, was damals in diesem Mischprogramm an Information und Unterhaltung wie z. B. die Fernsehspiele angeboten worden war -, ein profiliertes Programm mit eigenem Gesicht und kulturellem Anspruch für diejenigen anzubieten, die dafür zu erreichen waren. Das war die Idee. 1964 ging das gleich los und wurde von Wallenreiter ungemein gefördert. Das Tolle dabei war, daß man eben auch als Fernsehdirektor in einer Demokratie fallweise in der Mehrheit oder in der Minderheit ist: bei den Politikern, bei den Rundfunkräten usw. Es läßt sich natürlich immer nur das umsetzen, wofür man jeweils eine Mehrheit finden kann. Und diese Mehrheit mußte man durch Überzeugungsarbeit gewinnen. Ich hatte das Glück, in diesem Augenblick eine große Mehrheit für das Studienprogramm zu haben. Gleichzeitig kam dann, wie Sie schon sagten, der „Prix Jeunesse“ hinzu: der erste große internationale Kinder- und Jugendfernsehpreis. Das lief gleichzeitig mit dem Schulfernsehen an. Wobei zum „Prix Jeunesse“ noch zu sagen ist, daß damals sogar das Auswärtige Amt und Konrad Adenauer bei Wallenreiter angerufen haben, weil das doch nicht ginge, daß der „Prix Jeunesse“ für Ost und West angelegt wäre. Denn es war angeblich nicht vorstellbar, daß man die Russen, also den Osten, mit einbezieht. Wallenreiter hat dann auf der Grundlage unserer gemeinsamen Überlegungen und unseres Konzepts

deutlich zu machen verstanden, daß so ein Preis und so ein Engagement nur für West und Ost zusammen sinnvoll und möglich sei. Denn das sei doch eine phantastische Chance, zum ersten Mal auch etwas nach drüben zu bringen, das sonst nicht hinüber käme. Wir haben da schon auch mit einer bestimmten Witterung vorweggenommen, was dann noch alles kommen konnte. Es war schon so, daß ich fallweise aufgrund der Situation und der Überlegung, was ich tun kann, die Vorschläge gemacht habe. Später kam dann noch das „Telekolleg“ hinzu.

Emrich: Das war innerhalb des Studienprogramms.

Oeller: Ich muß dazu aber noch kurz sagen, was das Studienprogramm war. Das „Telekolleg“ war 1967 dazu ein weiterer großer Baustein. Und zwar aus folgendem Grund – als ich ein paar alte Unterlagen durchblättere, habe ich das gefunden: Ich habe damals in einem Beitrag für irgendeine Rowohlt-Edition formuliert, daß das „Telekolleg“ ein Multimedia-System sei. Dort also kam zum ersten Mal dieser Begriff „Multimedia“ vor – und es ging eben nicht nur um Multimedia, sondern um ein Multimedia-System. Denn das ist ja etwas, was heute teilweise fehlt - auch bei denen, die da intensiv mitmachen: daß man an das denkt, was damals von mir „System“ genannt worden ist, daß man nämlich an das Unternehmen als Gesamtkonzept denkt.

Emrich: Kann man das konkret verdeutlichen? Es ging also nicht nur um das Fernsehen, sondern darum, daß die Teilnehmer noch weitere Medienmöglichkeiten hatten: das Tonband, den Hörfunk, das Buch – das waren mehrere Medien, die in ein Multimediasystem eingebunden waren.

Oeller: Und das Gespräch der Kollegiaten dann auch jeweils mit den Lehrern, die vom Kultusministerium zur Verfügung gestellt worden waren. Das heißt, das war gleichzeitig ein Konzept – das ich dann auch weiterverfolgte – in dem Sinne, daß Fernsehen eben nicht nur im Studio stattfindet, sondern daß das ganze Land zum Studio wird. Das war die Philosophie. Da sind wir dann eben auch hinausgegangen, insofern die Kollegiaten an ihren jeweiligen Orten aufgrund eines Kooperationsvertrags mit dem Kultusministerium von den professionellen Studienräten und Lehrern weiter unterrichtet wurden und dort dann auch ihre Prüfungen ablegten. Das heißt, dieses „Telekolleg“ war ein operatives Unternehmen: Wir gingen zum ersten Mal hinaus über diese Grenzen. Mit genau der gleichen Überlegung haben wir damals angefangen, internationale Koproduktionen zu machen: Das war ganz früh und lange vor anderen großen Systemen. Ich war damals am Anfang merkwürdigerweise gleich in Brüssel gewesen – ausgerechnet in Brüssel –, um mit den Belgiern, mit den Holländern, mit den Franzosen, mit den Engländern, mit den Schweizern, mit den Österreichern und mit den Italienern zusammen ein gemeinsames Kulturprogramm zu entwerfen, das wir dann im „Dritten“ mit aufgebaut haben und das dann teilweise von anderen Sendern übernommen worden ist.

Emrich: "Reisewege zur Kunst"!

Oeller: "Reisewege zur Kunst" ist immer noch im Programm – schon seit über 30 Jahren: Das stammt noch aus dieser Initiative von damals. Sie merken schon, das war eine wunderbare Sache.

Emrich: Es kam Ihnen damals sicher auch die Welle der Bildungspolitik zugute: die Überlegung und das Gefühl, daß wir vorsichtig sein müssen und nicht mit dem zufrieden sein dürfen, was wir an Bildung in unserem Land haben, und daß wir neue Anstöße zur Bildung benötigen – etwa angesichts des Sputnik-Schocks, der ja den ganzen Westen aufgerüttelt hat.

Oeller: Außerdem hat auch ein gewisser Herr Picht zum Widerspruch gereizt: Man wollte zeigen, daß man aus der Situation etwas machen konnte und daß uns die "Katastrophe" eben nicht bevorstand. Und dann haben wir das

„Telekolleg“ gemacht: das „Telekolleg 1“, das „Telekolleg 2“. Man muß da aber schon auch sagen, daß das alles auch immer wieder gegen Widerstand durchgesetzt werden mußte, denn Widerstand war generell immer vorhanden. Es gab ihn teilweise im eigenen Hause, aber das wurde von Wallenreiter souverän moderiert und integriert. Widerstand war im Rundfunkrat niemals beherrschend vorhanden – nur punktuell mit dieser oder jener Sorge, die teilweise als durchaus legitim eingeschätzt werden mußte. Der Widerstand war natürlich in der ARD vorhanden, in der man immer Angst hatte, die Bayern machen etwas anderes, etwas Eigenes. Dort gab es auch dieses ewige Gerede, daß wir uns im gemeinsamen Programm nicht integrieren, sondern daß wir eben andauernd eigene Initiativen miteinbringen würden. Heute glaube ich, daß gerade diese Widerstände teilweise dazu beigetragen haben, das Eigene erst wirklich zu profilieren und dann mit noch mehr Schubkraft auch durchzusetzen. Das Ergebnis bestand ja darin, daß die anderen es nachgemacht haben. Alles wurde nachgemacht: Das „Telekolleg“ wurde zunächst woanders übernommen, und dann haben wir es natürlich auch koproduziert. Außerdem bin ich ja auch ein bayerischer Franke, der deshalb schon eine kooperative Komponente aufweist. Wir haben auch diese Kulturprogramme kooperativ gemacht und mit dem Ausland kooperativ zusammengearbeitet. Dann haben wir das eigene Nachrichtengerüst im „Dritten“ aufgebaut.

Emrich: Das kam dann mit dem späteren Umbau des Studienprogramms in ein Vollprogramm im Jahr 1978.

Oeller: Da waren die anderen in der ARD auch wieder dagegen.

Emrich: Ich finde es interessant da noch einmal nachzufragen. Bei den großen Verdiensten, dem ungeheuren Eindruck und dem internationalen Renommee des Studienprogramms: Was war der Grund, warum man dann irgendwann – gut zwölf Jahre später – gesagt hat, daß man das Bayerische Fernsehen nicht mehr nur allein als Studienprogramm, sondern als breites, voll abdeckendes Programm konzipieren möchte. War die Bildungswelle zu der Zeit etwas ausgelaufen?

Oeller: Nein, aber dazu muß man ganz kurz ein oder zwei Gründe nennen. Ein Grund lag darin, daß wir das Studienprogramm als ein Programm angefangen hatten, das nur an wenigen Tagen in der Woche und nur für kurze Sendezeiten ausgestrahlt wurde. Wir hatten z. B. auch immer eine lange Sommerpause von drei Monaten, und wir haben auch am Nachmittag nicht gesendet. Wir haben also wirklich ganz klein angefangen. Es war übrigens auch ein Geheimnis unseres Erfolgs, daß wir Schritt für Schritt vorgegangen sind und uns niemals durch ein zu großes Paket überhoben haben. Statt dessen haben wir das Bestehende einfach immer erweitert – da ging dann der Rundfunkrat auch mit, ebenso wie der Intendant und die Kollegen in den Redaktionen. Wir haben das so gemacht, weil wir gemerkt haben, daß wir dieses auch noch können und jenes auch noch fehlt. Das war die eine Quelle für die Erweiterung. Die zweite bestand darin, daß neben dem Bildungsimpetus immer stärker die Notwendigkeit deutlich wurde, auch im Fernsehen Heimat zu geben.

Emrich: Das Fernsehen, das die ganze Welt hereinholt, hat dann plötzlich eine gegenläufige Sehnsucht geweckt. Ist das richtig?

Oeller: Das war ganz klar so. Es war noch nicht Allgemeingut, aber es war spürbar. Das haben wir dann verstärkt mit Sendungen wie "Unter unserem Himmel", mit diesen vielen Regionalsendungen, mit der "Rundschau", mit dem eigenen Nachrichtensystem, mit diesem Gerüst, das wir dann hatten. Wir waren bei all dem, das wir da gemacht haben, natürlich auch durch die Überlegung motiviert, daß das Fernsehen Bayern mit zu dem macht, was es ist, und daß die Zuschauer das auch so wollen. Es wurde dann sogar erkennbar, daß auch die Zuschauer außerhalb der bayerischen Grenzen

dieses Programm immer mehr sahen und sehen. Heute ist so, wie mir die Kollegen sagen, daß sogar noch wesentlich mehr Menschen außerhalb Bayerns als innerhalb Bayerns unser Programm sehen: Es ist eben ein Programm, das immer mehr Zuschauer gewonnen hat. Dazu brauchten wir dann auch eine breitere Versuchsanordnung für Experimente und Entwicklungen. Es war immer ein Teil der Arbeit gewesen, neben dem, was schon bestanden hatte, was fest begründet und bewährt war, neue und immer weitere Versuche zu machen. Das war wie beim „Max-Planck-Institut“. Und dafür brauchten wir mehr Sendezeit, dazu benötigten wir das weitergehendere Konzept des Vollprogramms. Wir machten das auch in medienpolitischer Absicht: Wir wollten für Bayern ein Vollprogramm haben, das schon damals – ohne daß wir das so deutlich formuliert hätten – für ein bayerisches Fernsehen in Deutschland und Europa vorbereitet war und dafür entwicklungsfähig genug sein konnte. Das haben wir dann ja auch später mit Kabel und Satellit gemacht. Es war so angelegt, und ist dann eben Schritt für Schritt so weitergegangen.

Emrich: Jemand hat einmal über Sie gesagt, Sie hätten nicht nur Ideen gehabt, sondern sie auch realisiert, Sie seien Philosoph und Macher zugleich gewesen. Ist das keine Besonderheit? Sonst gibt es doch Leute, die zwar hervorragende Ideen haben, sie aber nicht realisieren können. Wo kommt ein solches Zusammenspiel her?

Oeller: Ich weiß es nicht, heute würde man vielleicht sagen, daß das genetisch bedingt ist. Mein Vater hat viel gelesen, er hat auch vorgelesen und in seinem Bücherschrank standen Erstausgaben von Hölderlin und Schiller. Meine Mutter stammt in der weiteren Verwandtschaft - von ihren Großeltern her - aus einem großen Geschäftsunternehmen. Da wurde mir vielleicht das Unternehmerische mitgegeben. Bei mir kam dann scheinbar alles zusammen. Wobei es mich nie gestört hat, wenn man mich für einen Philosophen gehalten hat. Ich habe das darauf zurückgeführt, daß man zu diesen Zeiten noch nicht ganz verstanden hat, was ich als Perspektive gesehen habe.

Emrich: Professor Oeller, es ist nicht zu verhindern gewesen – aus Ihrer Sicht –, daß Sie unter Abwägung wohlüberlegter Gründe gelegentlich Sendungen des Gemeinschaftsprogramms der ARD für das bayerische Programm bzw. für die Ausstrahlung in Bayern nicht übernommen haben. Man nannte das damals etwas handfest "absetzen". Wie oft kam das vor?

Oeller: Ja, das gehörte zur Berufsgeschichte. Das Wort „absetzen“ trifft den Sachverhalt nicht: Es war so, daß wir insgesamt fünf Sendungen nicht übernommen haben. Das machten wir sowohl auf der Grundlage des Vertrags für das deutsche Fernsehen als auch auf der Grundlage der vorherigen internen Information. Nach Absprache mit dem Justitiar und dem Intendanten wurde das so entschieden und später auch jeweils vom Rundfunkrat ausdrücklich gebilligt. Es war nicht so, daß das die pure Lust am...

Emrich: ...Hineinfuhrwerken...

Oeller: ...gewesen wäre. Es gingen dem immer intensive Bemühungen voraus, und das ist mir sehr wichtig, damit die Kollegen in der ARD, die Direktoren, verstehen konnten, was uns zu unserem "Nein" motiviert hat, und sie das auch berücksichtigen konnten. Das war oft möglich, das war viel öfter möglich als diese fünf Mal, aber es war eben nicht immer möglich. Die Gründe dafür finden Sie am besten in den neuesten Veröffentlichungen über den Verhaltenskodex der privaten Talkshowsender: Da steht drin, daß die Verletzung der Menschenwürde, des Persönlichkeitsrechts oder der sittlichen und religiösen Gefühle eben nicht zulässig ist. Es gab diese Begründung, und es hat mich nicht beeindruckt, Herr Kollege, es war nämlich durchaus erkennbar, daß ich meinen Weg weiterging. Denn ich

habe meinen Kritikern, die sich die Tugend des Nonkonformismus anrechneten – meine Kritiker waren ja Nonkonformisten –, natürlich auch abverlangt, mir dann das Wort "Nonkonformist" in diesem Zusammenhang nicht zu verweigern.

Emrich: Es waren ja ganz muntere Attacken, denen Sie da ausgeliefert waren und die Sie durchzustehen hatten. Würden Sie das bei allen diesen Fällen heute noch genauso machen, oder würden Sie sagen, in der Zwischenzeit, in der Zeit von vor 20 Jahren und heute, hat sich manches geändert, und in dem einen oder anderen Fall würde man heute – auch an Ihrer Stelle – anders entscheiden?

Oeller: Ich glaube, das kann man nicht beantworten. Man kann die Entscheidungen nur auf die jeweilige ganz konkrete Situation beziehen, sprich auf die konkrete Sendung, auf die konkrete Einstellung, auf den konkreten Schnitt, auf die konkrete Artikulation. Man kann das einfach nicht übertragen.

Emrich: Ich dachte jetzt nur daran, daß sich beispielsweise im Bereich der Erotik die Grenzen etwas verändert haben: Was man damals für denkbar gehalten hat, und was man heute für denkbar hält oder halten muß.

Oeller: Im Bereich der Erotik hatten wir keine Probleme.

Emrich: Herr Professor Oeller, wir sind damit bei der generellen Frage des Journalismus angelangt, was er darf und was er kann: Es geht um die Freiheit und die Grenzen des Journalismus. Sie haben eine Hochschule vorbereitet und initiiert – und sie ist dann auch realisiert worden. Wir dürfen in diesem Gespräch die Hochschule nicht vergessen. Ich habe vorhin bei der Vorstellung Ihrer Person Ihre Präsidentschaft schon erwähnt, aber eigentlich war es ja so, daß Sie diese Schule überhaupt erst aufs Gleis gesetzt hatten. Können Sie etwas über die Grenzen sagen, darüber, was ein Journalist oder das Fernsehen nicht darf und wieviel Freiheit es dennoch braucht?

Oeller: Ich hatte immer als Grundsatz und legte im Zusammenhang mit dem Fernsehprogramm und der Hochschule auch Wert darauf, daß jedes wichtige Thema und jede wichtige Meinung in ihrer Vielfalt behandelt werden muß. Wenn Differenzpunkte auftauchen, dann müssen sie in der Diskussion erörtert werden. Schließlich und endlich wird zu allem ja gesagt, was keine Verletzung der Verfassung, des Gesetzes oder des guten Geschmacks darstellt. Das gehört einfach mit dazu. Da ist es eben so, daß man verschiedener Meinung war, sein kann und sein wird. Dann wird aber entschieden und auch dafür gesorgt, daß die Pluralität, die gerade für den Bayerischen Rundfunk seit jeher Grundsatz war, gewahrt bleibt: Das muß ich für alle Intendanten sagen, für von Scholtz, für Stadelmayer, für Christian Wallenreiter, für Reinhold Vöth und nun für Albert Scharf. Es war ein großes Glück für den Bayerischen Rundfunk, Persönlichkeiten als Intendanten gehabt zu haben und zu haben, die diese Position vertreten. Das sage ich auch für die Direktoren und für die Redaktionen, denn alles geht ja nur in der Zusammenarbeit. Man kann keine Kommunikation machen, ohne zusammenzuarbeiten, ohne Kooperation. Das ist ein wichtiger Grundsatz. Deshalb kann ich heute auch diese Häuser nicht verstehen, die ihren internen Streit nicht lösen können.

Emrich: Heißt das, im Fernsehen muß über alles geredet werden können, darf auch alles zur Sprache und zum Bild kommen, denn das Entscheidende ist nur die Frage des "wie"? Es geht um die Form, die so etwas braucht?

Oeller: Ja, ich sagte ja schon, wo die Grenze liegt.

Emrich: Wie steht es mit der Freiheit, wie steht es mit Ihren Erfahrungen mit der Politik und dem Fernsehen? Vielleicht dazu noch ein kurzes Wort, denn unsere Sendezeit galoppiert wie üblich in solchen Fällen davon – aber das

ist Ihnen ja nicht neu.

Oeller:

Wozu ein Wort?

Emrich:

Ein Wort zu der Frage der Erfahrung mit der Politik, mit den Politikern, mit den Interessen der Mächtigen am mächtigen Medium Fernsehen.

Oeller:

Selbstverständlich habe ich mit allen Politikern gesprochen. Ich bin sogar mit verschiedenen wichtigen Politikern gelegentlich beim Essen gewesen. Selbstverständlich war das dann auch in anderen Fraktionen bekannt, aber es gab für mich persönlich niemals das Problem, unter politischen Gesichtspunkten entscheiden zu müssen. Ich habe immer aufgrund der journalistischen Situation entschieden, aufgrund der Notwendigkeiten, die für das Programm zu wahren sind und aufgrund der Grundsätze, die ich vorhin schon erwähnt habe.

Emrich:

Professor Oeller, das Fernsehen in München oder in Bayern, wie man es korrekter sagen muß, hat groteskerweise in der „Landesblindenanstalt“ in der Lothstraße in München begonnen. Dort war das erste Versuchsstudio. Haben Sie die Befürchtung, daß das Fernsehen heute durch die Fülle seines Bildangebots selbst erblindet, möglicherweise seine Zuschauer blendet und blind macht?

Oeller:

Ich habe sie nicht. Ich habe sie insbesondere für das Bayerische Fernsehen nicht, insofern die neuen Initiativen, die Gerhard Fuchs und Albert Scharf hier auch für den Hörfunk unternehmen, dafür sorgen, daß ein solches Programm ein eigenes Profil hat und Orientierung gibt. Das ist der eine wichtige Punkt. Und daß sie dafür sorgen, daß das Programm außerdem die Bedeutung der kulturellen Welt, der Bildung, die Bedeutung dessen, was als Service und als Dienstleistung erforderlich ist, kompakt und deutlicher profiliert zusammenfaßt – neben den Mischprogrammen, die ja beliebig und austauschbar sind und nur aus zusammengesetzten Einzelteilen bestehen. Ich habe diese Sorge auch deshalb nicht, weil die jetzige Direktion Fuchs und Scharf gewissermaßen eine Komposition von Fernsehen, Computer und Internet in Aussicht nimmt, die es möglich machen wird, kompakt präsent zu sein. Ich wünsche den Kollegen, künftig Screenmaster in diesem System und in diesem Unternehmen zu sein.

Emrich:

Das war ein gutes Schlußwort und fast die Antwort auf die Frage, ob Sie Sorgen oder Hoffnungen für das Fernsehen haben. Ich bedanke mich für das Gespräch. Das war Alpha-Forum. Unser Gast heute im Studio war Professor Dr. Helmut Oeller. Ich bedanke mich und sage auf Wiedersehen.